



DER TOD DER MRS WESTAWAY

Thriller

RUTH WARE

dtv
premium



Ruth Ware

Der Tod der Mrs Westaway

Thriller

Deutsch von
Stefanie Ochel

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Ruth Ware
sind bei dtv außerdem erschienen:
Im dunklen, dunklen Wald (21727)
Woman in Cabin 10 (21777)
Wie tief ist deine Schuld (21814)



Deutsche Erstausgabe 2019
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2018 Ruth Ware

Titel der englischen Originalausgabe:
'The Death of Mrs Westaway' (Harvill Secker/Vintage Publishing/
Penguin Random House, London 2018)
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH
unter Verwendung von Fotos von
Arcangel Images/Miguel Sobreira/Stephen Carroll
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Aldus 10,25/14'
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26240-8

Für meine Mum. Immer.

Vorbemerkung

Die Geschichte beginnt im heutigen Brighton, doch Leserinnen und Lesern, die mit der Stadt vertraut sind, dürfte eine Unstimmigkeit auffallen – der West Pier steht noch. Ich hoffe, dass die Bewohner von Brighton sich über die – wenn auch nur literarische – Wiederbelebung dieses vielgeliebten Wahrzeichens freuen.

*Eine für Leid
Zweie für Freud
Drei für ein Mädchen
Vier für ein Knäbchen
Fünfe für Silber
Und sechs für Gold
Sieben für ein Geheimnis
das keiner wissen soll*

29. November 1994

Die Elstern sind wieder da. Seltsam, wenn ich daran zurückdenke, wie abstoßend ich sie am Anfang fand. Ich weiß noch, wie ich im Taxi vom Bahnhof die Auffahrt hinauffuhr und sie in einer Reihe auf der Gartenmauer saßen und ihr Gefieder putzten.

Als eine von ihnen heute Morgen vor meinem Fenster auf einem mit Raureif überzogenen Zweig hockte, dachte ich daran, was meine Mutter beim Anblick einer einsamen Elster immer gesagt hatte, und ich flüsterte »Guten Morgen, Herr Elster«, um das Unglück fernzuhalten.

Ich zählte sie, während ich mich schlotternd vor Kälte vor dem Fenster anzog. Eine auf der Eibe. Eine zweite auf dem Wetterhahn des Zierpavillons. Eine dritte auf der Mauer des Küchengartens. Drei für ein Mädchen.

War das ein Omen? Ich hielt kurz den Atem an – wünschte, wartete ...

Aber halt, hinten auf dem gefrorenen Rasen waren noch mehr. Vier, fünf ... sechs ... und da drüben hüpfte noch eine über die Steinplatten der Terrasse, pickte an den Eiszapfen, die von den Abdeckungen der Tische und Stühle hingen.

Sieben. Sieben für ein Geheimnis, das keiner wissen soll. Nun, das Geheimnis gibt es, aber ansonsten: weit gefehlt. Man wird zwangsläufig Bescheid wissen, und zwar schon bald. Mir bleibt keine Wahl.

Ich war schon fast angezogen, als ich aus dem Rhododendronbusch ein Rascheln hörte. Im ersten Moment konnte ich den Verursacher nicht sehen, dann plötzlich teilten sich die Zweige, und ein Fuchs schllich lautlos über den blätterbedeck-

ten Rasen, sein rotgoldenes Fell leuchtete inmitten der fahlen Winterfarben.

Am Haus meiner Eltern gab es häufig welche, aber hier in der Gegend trifft man bei Tageslicht fast nie einen an, und kaum einer traut sich, die große Rasenfläche vor dem Haus zu überqueren. Zwar habe ich schon das eine oder andere tote Kaninchen und durchstöberte, kaputte Müllsäcke entdeckt, doch noch nie hat sich tagsüber einer so weit vorgewagt. Dieser hier war entweder sehr mutig oder sehr verzweifelt, wenn er sich am helllichten Tag vor dem Haus blicken ließ. Bei näherem Hinsehen kam mir Letzteres wahrscheinlicher vor, denn er war noch ziemlich jung und schrecklich dürr.

Erst nahmen die Elstern ihn nicht zur Kenntnis, doch dann schien die auf der Terrasse die Gestalt des Räubers zu erkennen, schoss von den eisigen Platten senkrecht in die Luft und krakeelte ihren Alarm heraus, der laut und klar durch den stillen Morgen hallte. Nach dem Warnruf hatte der Fuchs keine Chance mehr, denn schon stoben auch die anderen Vögel der Reihe nach in den Himmel, bis schließlich nur noch einer übrig blieb, der außer Reichweite des Fuchses sicher auf der Eibe hockte. Der Fuchs stahl sich, wie ein Strom aus flüssigem Gold, geduckt über das Gras davon, während die einsame Elster unbekümmert auf dem Zweig zurückblieb und ihren Triumph in alle Welt krächzte.

Eine. Eine für Leid. Doch das ist unmöglich. Kummer und Leid werden mich nie mehr quälen, trotz allem, trotz des Sturms, der im Anzug ist. Während ich hier im Salon sitze und dies alles aufschreibe, kann ich es spüren – mein Geheimnis –, ein Glück, das in mir brennt, ein Glühen so stark, dass ich manchmal glaube, es muss durch meine Haut hindurchscheinen.

Ich werde den Reim ändern. Eine für Glück. Eine für Liebe. Eine für die Zukunft.

1

Das Mädchen stemmte sich gegen den Wind, eine durchweichte Tüte Fish and Chips unter den Arm geklemmt, an der die Sturmböen rupften und drohten, den Inhalt auf der Uferpromenade zu verteilen und den Möwen zum Fraß hinzuwerfen.

Hal hielt den zerknitterten Zettel in ihrer Tasche fest umschlossen und blickte sich immer wieder argwöhnisch nach verdächtigen Gestalten um – doch da war niemand. Jedenfalls war niemand zu sehen.

Es kam selten vor, dass die Strandpromenade so leer war. Aus den Bars und Clubs, die bis spät in die Nacht geöffnet hatten, stolperten normalerweise bis zum Morgengrauen betrunkene Einheimische und Touristen auf den Kieselstrand hinaus. An diesem Abend aber waren selbst die hartgesottensten Partygänger zu Hause geblieben, und so kam es, dass Hal an einem verregneten Dienstag um 21.55 Uhr die Promenade für sich allein hatte und die flackernden Lichter des Piers und die Möwen, die schreiend über den dunklen, unruhigen Wellen des Ärmelkanals kreisten, das einzige Zeichen von Leben waren.

Hals schwarzer Pony wehte ihr in die Augen, ihre Brille war beschlagen, die Lippen rissig von der salzigen Meeresluft. Doch jetzt bog sie von der Promenade ab und hinein in eine der schmalen, von hohen weißen Wohnhäusern gesäumten Straßen, wo der Wind so abrupt abflaute, dass sie ins Straucheln kam und beinahe hinfiel. Der Regen ließ aber nicht nach, ohne den Wind schien er eher noch heftiger niederzuprasseln, als Hal die Marine View Villas erreichte.

Der Name war eine Lüge. Villen gab es hier keine, nur leicht ramponierte Reihenhäuschen, von denen der Putz durch den

ständigen Kontakt mit der salzigen Luft abblätterte. Und einen Ausblick gab es auch nicht – weder aufs Meer noch sonst irgendwohin. Vielleicht hatte es ihn einst gegeben, damals, als die Häuser gebaut worden waren. Doch seither waren näher am Wasser höhere, prächtigere Häuser aus dem Boden geschossen, wodurch jeder Ausblick, den man von den Fenstern der Marine View Villas einst gehabt haben mochte, auf Backsteinmauern und Schieferdächer reduziert worden war, sogar von Hals Dachgeschosswohnung aus. Heute bestand der einzige Vorteil ihrer nur über drei schmale, knarrende Treppen erreichbaren Wohnung im dritten Stock darin, dass man über sich kein Getrampel hörte.

Die Nachbarn schienen aber sowieso nicht da zu sein – und zwar schon eine ganze Weile, zumindest nach dem Stapel Werbung im Hausflur zu schließen, über dem die Tür festklemmte. Hal musste fest schieben, bis die Tür mit einem Ruck nachgab und sie in den kalten, dunklen Hausflur stolperte. Sie drückte den Lichtschalter. Doch nichts tat sich. Entweder war die Sicherung raus oder die Birne durchgebrannt.

Im schwachen Lichtschein, der von der Straße hereinkam, raffte sie die Post zusammen und sortierte, so gut es ging, die Briefe an die Nachbarn aus, bevor sie den Weg in ihre Dachgeschosswohnung fortsetzte.

Im Treppenhaus gab es keine Fenster, deshalb musste sie sich nach dem ersten Absatz im Dunkeln vorantasten. Aber Hal kannte diese Treppe in- und auswendig, vom wackligen Brett im Flur bis zum losen Stück Teppichboden auf den letzten Stufen, und so stieg sie erschöpft, aber unbeirrt nach oben, in Gedanken schon beim Essen und in ihrem Bett. Eigentlich hatte sie gar keinen Hunger mehr, aber der Imbiss hatte immerhin 5,50 Pfund gekostet, was in Anbetracht der vielen Rechnungen in ihrer Hand genau 5,50 Pfund waren, die sie nicht einfach verschwenden durfte.

Oben angekommen duckte sie sich, um keine Regentropfen

aus dem Oberlicht abzubekommen, und dann, endlich, war sie zu Hause.

Die winzige Wohnung bestand im Prinzip nur aus einem Schlafzimmer, das von einer Art breitem Flur abging, der als Küche, Wohnraum und alles andere zugleich diente. Außerdem war sie ziemlich heruntergekommen, die Farbe an den Wänden blätterte ab, der Teppichboden war abgewetzt, und bei Seewind ächzten und klapperten die Holzfensterrahmen. Doch in Hals einundzwanzig Lebensjahren war dies immer ihr Zuhause gewesen, und ganz gleich, wie sehr sie fror oder wie müde sie war, ihr Herz machte jedes Mal einen kleinen Sprung, wenn sie durch die Tür trat.

In der Tür blieb sie stehen, wischte sich die Salzspritzer von der Brille und polierte sie anschließend am zerschlissenen Stoff ihrer Jeans, bevor sie die Imbisstüte auf dem Couchtisch ablegte.

Sie zitterte vor Kälte, als sie sich vor den Gasofen kniete und am Knauf drehte. Es knackte ein paarmal, bis das Gas zündete, und nach und nach kehrte die Wärme in ihre schmerzenden blauroten Hände zurück. Dann wickelte sie die regenfeuchte Papiertüte auf und atmete den scharfen Essigduft ein, der sich in dem kleinen Raum ausbreitete.

Sie spießte eine schlaffe, noch warme Fritte auf die Gabel und begann damit, die Post durchzusehen: Werbezettel für Lieferdienste wanderten ins Altpapier, die Rechnungen auf einen Stapel. Obwohl die Fritten angenehm salzig und säuerlich schmeckten und der gebackene Fisch sogar noch heiß war, verging ihr beim Anblick des immer weiterwachsenden Stapels von Rechnungen allmählich der Appetit. Sorgen machte ihr nicht nur die Höhe des Stapels, sondern vor allem die Anzahl der mit »Letzte Mahnung« beschrifteten Umschläge darin, weshalb ihr schließlich so mulmig wurde, dass sie das Essen zur Seite schob.

Die Miete hatte Priorität – daran gab es nichts zu rütteln.

Auch der Strom stand ganz oben auf der Liste. Ohne Kühl-
schränk und Licht war das kleine Apartment kaum bewohn-
bar. Die Gasrechnung ... nun, es war November. Ohne Heizung
würde es ungemütlich werden – aber sie würde es überleben.

Doch der Brief, bei dem ihr wirklich mulmig wurde, sah an-
ders aus als die offiziellen Mahnungen. Auf dem billigen Um-
schlag, der anscheinend direkt am Haus eingeworfen worden
war, stand mit Kugelschreiber geschrieben: »Harriet Westaway,
Dachgeschoss.«

Es gab keine Absenderadresse, doch die brauchte Hal auch
gar nicht. Sie wusste, von wem der Brief stammte.

Hal schluckte den Bissen herunter, der ihr im Hals festzu-
stecken schien, und folgte dem unwiderstehlichen Drang, den
Kopf in den Sand zu stecken, indem sie den Umschlag ungeöff-
net unter den Stapel Rechnungen schob. Sie wünschte sich in-
ständig, sie könnte das ganze Problem jemandem anvertrauen,
der älter, weiser und stärker war als sie.

Aber da war niemand. Nicht mehr. Und außerdem steckte in
ihrem Innersten ein zäher, sturer Kern Tapferkeit. So zierlich,
blass und jung sie auch war – sie war nicht das Kind, für das
man sie immer wieder hielt. Schon seit über drei Jahren war sie
nicht mehr dieses Kind.

Dieser Kern war es, der sie schließlich den Umschlag wieder
hervorziehen und die Lasche aufreißen ließ.

Darin befand sich ein einziges Blatt Papier, auf dem nur drei
kurze getippte Sätze standen.

*Leider haben wir sie verpast. Wir würden gern mit ihnen
über ihre finanzielle Situation sprechen. Wir melden uns
wieder.*

Hals Magen zog sich zusammen, und sie tastete unwillkürlich
nach dem Zettel in ihrer Hosentasche, der heute Nachmittag
während der Arbeit aufgetaucht war. Die beiden waren iden-

tisch, bis auf die Knicke und den Fleck, den sie mit einem Spritzer Tee beim Öffnen des ersten darauf hinterlassen hatte.

Die Botschaft an sich war nichts Neues für Hal. Schon seit Monaten ignorierte sie Anrufe und Textnachrichten mit diesem Inhalt. Es war die Botschaft *hinter* den Worten, die ihre Hände zittern ließ, als sie die beiden Zettel vorsichtig nebeneinander auf dem Couchtisch ablegte.

Hal war es gewohnt, zwischen den Zeilen zu lesen; ihr war klar, dass das, was jemand *nicht* sagte, ebenso bedeutsam war wie das, was er sagte. Gewissermaßen war das ja ihr Job. Nur dass hier die unausgesprochenen Worte keiner großen Entschlüsselung bedurften.

Sie lauteten: Wir wissen, wo Sie arbeiten.

Wir wissen, wo Sie wohnen.

Und wir werden zurückkommen.

Beim Rest handelte es sich hauptsächlich um Werbepost, die Hal ins Altpapier warf, bevor sie sich erschöpft auf dem Sofa zurücklehnte. Einen Moment lang stützte sie den Kopf in die Hände und versuchte, nicht an ihren Kontostand zu denken, während sie die Stimme ihrer Mutter im Ohr hatte, als stünde sie hinter ihr und mahnte sie wie damals beim Lernen aufs Abi: *Hal, ich weiß, du bist gestresst, aber du musst essen! Du bist zu dünn!*

Ich weiß, antwortete sie in Gedanken. So war es immer, wenn sie Sorgen und Stress hatte – als Erstes verlor sie ihren Appetit. Doch sie konnte es sich nicht leisten, krank zu werden, denn wenn sie nicht arbeiten konnte, verdiente sie kein Geld. Und davon ganz abgesehen, konnte sie es sich nicht leisten, eine Mahlzeit zu verschwenden, noch nicht mal eine, die an den Rändern feucht und schon fast kalt war.

Trotz ihrer schmerzenden Kehle gab sie sich einen Ruck und nahm eine weitere Fritte. Da fiel ihr im Altpapierkorb etwas ins Auge. Etwas, was nicht dort sein sollte. Ein weißer,

von Hand adressierter Briefumschlag aus hochwertigem Papier, den sie versehentlich mit den Take-away-Flyern aussortiert hatte.

Hastig beugte sie sich vor und angelte den Brief zwischen den alten Zeitungen und Suppendosen hervor.

Miss Harriet Westaway stand darauf. *Apartment 3C, Marine View Villas, Brighton*. Der Schriftzug war ein bisschen fleckig von Hals fettigen Fingern und dem Verpackungsmüll im Behälter.

Na, zumindest konnte er wohl kaum eine Rechnung sein. Er sah mehr aus wie eine Hochzeitseinladung – auch wenn sie das für unwahrscheinlich hielt. Ihr fiel niemand ein, der in Frage käme.

Sie schob den Daumen unter die Umschlaglasche und riss sie auf.

Es war keine Einladung. Es war ein Brief, verfasst auf schwerem, wertvollem Papier, auf dem oben der Name einer Anwaltskanzlei stand. Für einen Moment schien sich in Hals Magen ein Abgrund aufzutun, als vor ihrem inneren Auge eine ganze Landschaft furchterregender Möglichkeiten vorbeizog. Wollte jemand sie für etwas verklagen, was sie bei einer Sitzung vorausgesagt hatte? Oder ging es etwa – o Gott – um die Wohnung? Ihr Vermieter Mr Khan war schon Mitte siebzig und hatte nach und nach bereits alle anderen Wohnungen im Haus verkauft. Hals jedoch hatte er – hauptsächlich, da war sie sich sicher, aus Mitleid mit ihr und aus Zuneigung zu ihrer Mutter – bislang verschont, aber dieser Aufschub konnte nicht ewig andauern. Eines Tages würde er Geld für ein Pflegeheim brauchen oder der Diabetes würde ihn zur Strecke bringen, und dann würden seine Kinder die Wohnung verkaufen. Auch wenn die Farbe von den feuchten Wänden abblätterte und es jedes Mal, wenn man Föhn und Toaster gleichzeitig benutzen wollte, einen Kurzschluss gab – das hier war ihr Zuhause, das einzige Zuhause, das Hal je gekannt hatte. Und sollte er sie wirklich